

GOETHE'S NATURANSCHAUUNG IM LICHT SEINES SCHÖPFUNGSGLAUBENS. Von Ernst Michel. 80 (32 S.) Wiesbaden 1946, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Es ist sicher viel Christliches in Goethes Naturanschauung, wenn auch nicht nur Christliches. Es ist hiermit wie bei Schelling, an dessen Naturphilosophie sie in manchem erinnert. M. hebt diese christliche, ja katholische Seite heraus, die Unterordnung unter das, was ist, die Ehrfurcht vor dem Geheimnis, die Hingabe an das Einzelne, Konkrete, um durch Vertiefung und Steigerung zum Ganzen zu gelangen. Natur wird als Schöpfung nicht abstrakt geglaubt, sondern gläubig erfahren. Jedoch fehlt Goethe der Sinn für die Geschichte und die in ihr wirkende Sünde. Anderes wie das Urphänomen und die Metamorphose würden wir eher auf Rechnung der künstlerischen Schau setzen. Nicht ohne Grund wird man dabei an die platonischen Ideen und mehr noch an die aristotelischen Formen erinnert; sind doch alle drei Theorien stark auf dem Biologischen fundiert. Weniger treffend erscheinen uns die letzten Ausführungen über Goethe und die moderne Physik. Gewiß erfaßt die Physik nicht die ganze Wirklichkeit, sondern nur das Meßbare an ihr. Aber diese Seite ist auch die einzige, die uns am Stoff mit Sicherheit objektiv zugänglich ist und eine Einwirkung auf sie gestattet (vgl. A. Brunner, Erkenntnistheorie, Colmar 1945). Ungegenständlichkeit des Stoffes ist aber aus unserem Unvermögen, das reine Ansich des Stoffes zu erkennen, nicht zu folgern. Ist doch der Stoff gerade die gegenständlichste Seinsstufe. Darum läßt sich hier auch mit Aufgeschlossenheit nichts erreichen, die nur gegenüber Lebendigem und vor allem Persönlichem in Frage kommt.

A. Brunner S. J.

Dichtung

SONETTE AN CHRISTUS. Von Josefina Nettesheim. Warendorf (Westf.) 1946. 78 S. Verlag J. Schnellsche Buchhandlung (C. Leopold).

In der seit einiger Zeit fast zur Mode gewordenen Form der Sonette besingt Josefina Nettesheim das Lob Christi. Sie zeigt, was Christus ihrer Jugend war, sie preist das Geheimnis des Gottmenschen, gibt seine Trostorte an den Dichter wieder, spürt sei-

nem Wirken in der Geschichte nach und nennt ihn als das Brot und den Wein des Lebens... Es sind tiefe, Betrachtung fordernde Gedanken, die die Verse bieten. Nicht an allen Stellen freilich ist die straffe Form des Sonetts so ganz bis zum letzten Versfuß vom Inhalt gefüllt, und manchmal wünscht man sich größere, durchgehendere und einprägsamere Bilder. Doch Gedichte wie „Du bist nicht wie ein Traum, ein Glanz gekommen...“ „Wirst du aus Rauch und Asche uns erscheinen...“ „Du bist die Wahrheit und du bist die Lehre...“ ergreifen durch ihre Glaubentiefe und ihre Schönheit.

E. Rommerskirch S. J.

GEDICHTE. Von Rudolf Treischler. 80 (95 S.) Karlsruhe 1946, Stahlberg Verlag. Kart. M 4.50.

Die Lyrik dieser ersten Nachkriegsjahre stimmt bisher wenig glücklich. Allzuoft gleichen die Gedichte, die uns dargeboten werden, einer „Schale, flach und formleer“, um mit dem jungen Dichter zu sprechen, den wir hier vorstellen: Auch wo einmal eine gewisse Beherrschung der Form erreicht scheint, werden wir meist das Gefühl nicht los, daß es sich um Epigontum handelt. So sehnt man sich danach, einmal einen eigenen echten Ton zu hören, der einer inneren Notwendigkeit entspricht.

Auch der junge Stuttgarter Arzt, der hier eine Auslese der letzten acht Jahre seines dichterischen Schaffens vorlegt, hat sich — bei aller Zucht der Sprache, die ihm eigen ist — von dem Banne großer Vorbilder noch nicht völlig befreien können. Bei seinen hymnenartigen Versuchen hat Hölderlin Pate gestanden, und andere seiner Gedichte gemahnen ein wenig zu sehr an Diktion und Kadenz Rilkescher Verse. Aber es steht zu hoffen, daß diese fremden Hüllen bald ganz abgestreift sein werden, denn schon jetzt bricht manches Eigene durch; eine echte Natur- und Kunstverbundenheit läßt Bilder entstehen, die wirklich geschaut und gelebt sind, und die Nöte der Zeit sind mit- und nicht nur anempfunden und werden aus einer zuinnerst christlichen Haltung gemeistert und auf die wahre Mitte bezogen. Wie einfach und tief sind etwa diese Verse über das Leid:

„O Leid, so tief, uns allen zugebracht!
Wir mögen Dir mit klarer Stirn begegnen,
Wir mögen Dein nicht achten, unerwacht,
Wir mögen Flucht versuchen, wild und sacht,
Dein dunkler Samen wird uns alle segnen!“

Und fühlt man sich nicht angerührt, wenn es vom Engel mit der Sonnenuhr der Kathedrale von Chartres heißt:

„Nun stehst Du still und trägst für uns die Zeit,

Daß sie nicht treibe. Doch Dein Angesicht Will weiter aufgehn, daß die Stunde nicht Ein Schatten bleibe. Und Dein Aug' steht weit

Und schaut uns alle wie vor fernem Licht. Und Deine Lippe singt aus dem Verzicht.“

Verse wie diese sind aus jener wahren *contemplatio* geboren, die heute selten ist und deren wir für eine echte Aufrichtung so sehr bedürfen. Hier liegt die Aufgabe der „Stillen im Lande“; wir meinen, daß Rudolf Treischler ihr weiter treu bleiben wird.

O. M. Nostitz

DIE GOLDENE SCHWELLE. Roman von Elisabeth Glum. München 1946, Karl Alber. (244 S.) Geb. M 5.50.

Als alter Mann, an der goldenen Schwelle des Todes, blickt der bucklige Arzt Johannes zurück auf sein Leben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er zeichnet es auf zu Nutz und Frommen der Nachfahren. Ein Erinnerungsbuch also! Und doch etwas mehr, weil es erfüllt ist von einer tiefen und reifen Weisheit des Lebens. Und zudem ist es ein religiöses Buch. Gott, der Tod und das Herz: das sind die Fragen, die das Leben dem Menschen aufgibt. An der Antwort wird Sinn und Wert des Menschenlebens gemessen. Die Art des Erzählens ist schlicht und in ihrer bisweilen altertümlichen Sprache im Stil einer Chronik gehalten. Manchmal freilich ist sie ein wenig sprunghaft, bruchstückartig und darum etwas dunkel. Immer aber ist sie eindringlich. Sie folgt der Liebe des Herzens, verweilt hier länger, übergeht anderes und bleibt schließlich wieder bei dem stehen, was das Leben tiefer führte und ihm Sinn gab. Dieser Johannes ist ein krüppelhaftes Geschöpf, von dem manche glaubten, es fehle ihm zum ordentlichen Gebrauch seiner Glieder auch am Verstande. Aber er hat ein besseres Herz als die anderen und sieht darum viele Dinge, die die anderen nicht sehen. Er ist mit einer tiefen Einsicht in das Leben und noch mehr in den Tod begabt und versteht nicht nur Krankheiten des Leibes zu heilen, sondern auch in den Herzen zu lesen. Zartgliedrige, schwache, von einer seltsamen Unruhe getriebene Gestalten huschen durch sein Leben. Kühne, kräftige, hartköpfige Menschen aus

schwerem Bauernblut stehen neben ihnen. Die Wehmut tragischen Schicksals liegt über ihnen, aber auch eine stille Verklärung. — Dieses Buch kreist um die großen Werte des menschlichen Herzens: Güte, Ehrfurcht, Frömmigkeit, Weisheit. Prüfstein alles Großen ist: ob es aus dem Herzen kommt. Daß die Menschen heute kein Herz mehr haben und darum ihr Leben so leer und sinnlos geworden ist, weil ihr Herz „vom Verstande überfallen“ wurde, das ist die erschütternde Erkenntnis, die dieses Buch vermittelt. Es ist ein Anruf, wieder mehr den ursprünglichen Regungen des Herzens zu trauen und zu folgen und die vielfältigen Triebe unseres Herzens wieder zu jener Stille und tiefen Einfalt zu sammeln, die Gott nahe ist. Denn ein zwiespältiges Herz vernimmt Gott nicht, er wird nur hörbar im einfältigen Herzen.

H. Gorski S. J.

DER TURMBAUMEISTER. Novelle von Uwe Jens Waßner. (94 S.) Hamburg 1946, Hoffmann und Campe Verlag. Geh. M 2.40.

Waßner steht mit seiner spannungsreichen und kunstvollen Novelle um den Bau des Freiburger Münsters im Strom bewährter Traditionen der deutschen Erzählung. Die Geschehnisse — aus alten Sagen geformt — sind ganz ins Licht des Geheimnisvollen und Romantischen getaucht, freie Erfindung eines Geistes, der sich liebend in die Formen dieses herrlichen deutschen Bauwerkes versenkt hat. Und doch sind sie so lebensnah und einleuchtend, daß man bekennen muß: so könnte es wirklich gewesen sein! Das Ganze ist außerdem nicht ohne vielfache zeitnahe Beziehungen und Einsichten für uns.

Thomas Preiner, der schwerblütige Baumeister aus dem Norden, baut für die fröhlichen Menschen am Oberrhein ein Gotteshaus im neuen Geist der Gotik. Dieses Münster wächst auf aus dem Opferwillen der Bürger, aber auch aus der Liebe und Entsagung seines Baumeisters. Die Liebe zu der Bürgermeisterstochter Agnes gibt seinem Werk neuen Schwung. Als er um die Hand von Agnes anhält, wird er als Fremdling in die Einsamkeit seines Werkes zurückgestoßen. Aus der Zerrissenheit und Aufgewühltheit seiner Seele befreit er sich im krönenden Werk seines Turmes. Er baut ihn als Mal seines Glaubens; aus Stolz und Ehrfurcht erwachsen, aber auch aus der Entsagung im Irdischen, soll er hineinwachsen in die Unendlichkeit: ein Fingerzeig zu Gott. Ein